

Rainer Marten

Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion



Die Möglichkeit, Wunder zu schauen und Wunder zu tun: Altes und Neues Testament

Das Reflexionsniveau des folgenden Textes – zugleich das neunte Kapitel aus Rainer Martens unlängst erschienenem Buch „Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion“ – ist sicherlich ungewöhnlich hoch. Gleichwohl wird, wer sich die Mühe der Durcharbeitung macht, reichlich belohnt. In seinem Buch spürt der Philosoph der Wahrheit von Texten nach, die, zunächst als Dichtung aufgefasst, übersinnliche Phänomene zum Gegenstand haben. Marten entwickelt diese „Poetologie“ in zehn Kapiteln, die den Weg unseres Vermögens, Unmögliches wie etwa die Wundergeschichten der Bibel kraft der in den Texten liegenden autonomen Poesie als möglich zu glauben, aufzeigen. Station machte der Philosoph zuvor unterm anderem bei Texten von Marc Aurel, Platon, Leibniz, Kant oder Adorno, bevor er sich in diesem neunten Kapitel den Überlieferungen aus der Heiligen Schrift zuwendet.

Dichtung ist genau nicht Wahrheit, falls Wahrheit das ist, was einer nach bestem Wissen und Gewissen sagt. Wer etwas erdichtet, will und kann das, was er erlebt und erfahren, wahrgenommen und erkannt hat, nicht das letzte Wort haben lassen. Werden zum Beispiel Quellnympfen und Engel erdichtet, so sind diese weiblichen und männlichen Wesen nichts, was ein Dichter und überhaupt ein Mensch, je mit Augen gesehen hat. Der Dichter der Najaden¹ setzt das als bekannt und anerkannt voraus. Er verdeckt das, was er tut, weder anderen noch sich selbst: Er poetisiert die Welt vom Meeresgrund bis in den höchsten Himmel und lässt auch das, was dazwischen liegt, die kleinen und großen Gewässer, die bewachsene und bebaute Erde, nicht aus. Dichter der Engel jedoch erheben Einspruch. Es ist der Einspruch von Dichtung gegen sich selbst, Dichtung und nicht vielmehr Wahrheit zu sein. Religiöse Poesie lebt nicht selten davon, nicht für Poesie genommen zu werden. Aus diesem Grund verwahrt sie sich dann gegen sich selbst. Dichtet sie Engel, so wird sie dieselben den Augen zugänglich sein lassen wollen. Sie kann dann sogar die Flucht nach vorne antreten und dichtend zu verstehen geben, dass Wesen wie

¹ Ilias 6,22; 14, 444

Der Text ist Rainer Martens soeben erschienenen neuen Buch entnommen

Engel das eigentlich zu Sehende sind. Dichtung, die sich selbst verdeckt, steigert sich: Sie erhebt Wahrheitsanspruch, dies aber notwendig auf Kosten der Wahrheit, die sonst unter Menschen gefragt ist.

Um mit ihrem Einspruch überzeugen zu können, spaltet autonome religiöse Poesie die epistemischen Vermögen, wobei es ihr genügt, dass dies unmöglich anders als emphatisch und metaphorisch geschehen kann. Einen Engel zu sehen, grenzte nicht an ein Wunder, sondern wäre eines; wie es religiöse Poesie haben will: ist es eines. Tut nun Gott, der Herr, »Zeichen und Wunder« (σημεία καὶ τέρατα)², so ist das ganz ausgesprochen etwas für »unsere«, für die »eigenen« Augen.³ Was Gott da mit »starker Hand und ausgerecktem Arm« gegen die Streitmacht des Pharao tut, um die Israeliten heil aus Ägypten herauszuführen, soll ja die Macht Gottes sichtbar demonstrieren. Dennoch sind die Wunder, die Gott an den Ägyptern vollbringt, nicht weniger ein Wunder zu schauen, als es ein Engel wäre. Wer dabei ist, wenn ein ägyptisches Heer geschlagen wird, wird Augenzeuge eines für die eine Seite gewonnenen und für die andere Seite verlorenen Gemetzels. Dabei aber den ausgereckten Arm Gottes zu sehen, genau das ist bzw. das wäre das Wunder, völlig vergleichbar dem Anblick eines Engels. Jedes Wunder, das zu sehen ist, ist ein Wunder zu sehen, ist ein Wunder des Auges (gen. subi.). Nur ein Gläubiger, nur ein der Poesie des Wunders poetisch Entgegenkommender ist fähig, Wunder zu schauen, hat Augen, die Wunder sehen können.

In religiös gestimmten Todesanzeigen hat schon länger die Metapher Hochkonjunktur, dass nur mit dem Herzen gut zu sehen sei, den Augen aber das Wesentliche unsichtbar bleibe.⁴ Hätte man sich an die Einsicht gehalten, dass ohnedies allein

² 5. Mose 6,22; 7,19

³ ebd.

⁴ Antoine de Saint-Exupéry, *Le Petit Prince*, Paris 1991, S. 72: »Voici mon secret. Il est très simple: on ne voit bien qu'avec le coeur. L'essentiel est invisible pour les yeux.«.



durch die Augen nicht mit ihnen gesehen wird⁵, wäre ihnen eine Beteiligung am Gut-Sehen gar nicht abzusprechen gewesen. Vor allem aber bietet sich die weitere Lösung an, die Augen emphatisch zu unterscheiden in Augen, die sehen, und Augen, die nicht sehen. So halten es Altes und Neues Testament: Wer verstockten Herzens ist, sieht mit den Augen nichts, ist sehenden Auges blind. Wieder ist es das Herz, das über die epistemische Möglichkeit des Wahrnehmungsorgans entscheidet. Das bedrückte, verängstigte und verstockte Herz ist unfähig, das zu sehen, was ihm eigentlich adäquat ist: das Wunder. Wer mit reinem und freiem, das meint mit gläubigem Herzen sieht, schaut die Wunder (τά μυστήρια) Gottes.⁶ Weil er mit ganzem (τελεία) Herzen glaubt, sieht er Wunder, nicht aber glaubt er, weil er Wunder sieht. Sind die Wunder (τέρατα), die Gott in Ägypten tut, durch das Ungeöhnliche und Unheimliche des Geschehens gekennzeichnet, eines Geschehens, das für eine Selbstbezeugung Gottes angesehen wird, so ist das Wunder (Mysterium), das im christlichen Kerygma gegenwärtig ist, nichts, das die Augen auf Wundersames (θαυμάσια) gerichtet sein lässt, sondern Augen und Ohren des Eingeweihten erfordert, in diesem Falle Augen und Ohren der Jünger. Für die Ferneren spricht Christus im Gleichnis.⁷ Nach Paulus sind es die durch die Freiheit Gottes Ausgewählten, die des Mysteriums der Heilsbotschaft teilhaftig werden.⁸ Sollen aber Wunder des Alten und des Neuen Testaments Offenbarungswunder sein, so dass das Wunder, das ein Gotteswesen mit seinen »großen« Taten darstellt, sich mit dem nicht geringeren Wunder seiner Offenbarung paart, dann hat autonome religiöse Poesie die äußerste Möglichkeit wahrgenommen, sich gegen sich selbst zu verwahren. Poesie, die dichtet, keine Dichtung zu sein, ist doppelte Dichtung. Entsprechend zeigt sich eine Verdoppelung des Wunders. Gibt es ein Wunder zu sehen, dann bedarf es auch des Wunders des Sehens, des Wunders des ganz anderen Auges. Das Wunder, das im zu Sehenden ansichtig ist, und das Wunder des ganz anderen Sehens bedingen einander. Ebenso bedingen sich das Wunder des Geoffenbarten und das der Offenbarung. Um dem zu sehenden und dem geoffenbarten Wunder sein Gedichtetsein zu nehmen, erdichtet die sich gegen sich selbst verwahrende Poesie das ganz andere Öffnen der Augen⁹ und Offen-sein-für. Kein Für-wahr-Halten wird erdichtet, sondern die Möglichkeit des Wundersehens und Für-

⁵ Siehe Platon, Theaitetos 184bc

⁶ Siehe dazu Matthäus 13,11 und Johannes 12, 40.

⁷ Siehe Markus 4,11; Matthäus 13,11; Lukas 8,10.

⁸ Epheser 1,9; Römer 16, 26

⁹ Psalm 119,18: »Enthülle (ἀποκάλυψον) eine Augen, damit ich die Wunder (Θαυγᾶουα) deines Gesetzes bemerke und beherzige.«

Wunder-offen-Seins. Man muss aber erkennen, dass die sich dichterisch gegen sich selbst verwahrende Dichtung dabei nicht etwas Kleinliches bekommt, das ihrer dichterischen Kraft abträglich wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Sie ist die sich selbst am meisten zutrauende Dichtung. Sie erdichtet nicht allein das, was dem bon sens, dem Realitätssinn, ein Unmögliches ist, sondern erdichtet ganz maßgeblich ein zweites Unmögliches, dazu gedacht, aus dem ersten Unmöglichen ein Mögliches zu machen, das dem bon sens entzogen ist. Damit ist aber zugleich das erste Unmögliche gegen den bon sens in seiner Möglichkeit garantiert. Das, was eigentlich ungleich unmöglicher ist (um eine emphatische, weil erhellende Steigerung zu gebrauchen), wird zur Rettung der Möglichkeit eines Unmöglichen. Ein Engel, der nicht ein Engel auf Sarkophagen, an Kathedralen und im Kindergebet, sondern ein >wirklich< existierender Engel ist, ist für den bon sens ein unmögliches Wesen: unmöglich zu schauen. Doch nun kommt die Begegnung mit dem Engel hinzu, das Sehen des Engels, die Bezeugung des Engels. Erst dieses doppelte Wunder macht das Wunder perfekt und die Dichtung zur Wahrheit. Die Auferstehung von den Toten, die Himmelfahrt, die Ausgießung des Heiligen Geistes – all das sind Wunder, die es für den bon sens unmöglich gibt: Es gibt sie für ihn überhaupt nicht als Wunder. Um das zu sein, was sie der doppelten Dichtung sind, bedarf es der Wunderaugen. So ist die Bezeugung dieser Wunder eigentlich für das ungleich größere Wunder zu nehmen, weil erst dadurch die Wunder als Wunder möglich werden. Der rhetorische und bildhafte Aufwand, die Wunder zu bezeugen, ist nicht von ungefähr oftmals größer als der für die Darstellung des Wunders.

Religiöse Poesie erdichtet Menschen, die erdichtete Engel sehen können: Jakob ringt mit dem Engel und schaut in ihm Gott: »von Angesicht zu Angesicht«. ¹¹ Als hätte er einen Tagtraum, sieht der andächtig in der Bibel Lesende Jakob mit dem Engel ringen, sieht er ihn Gott schauen. Der Gläubige weiß, dass er keinen historischen Bericht hört und liest. Er weiß, wenn er sich seinem bon sens nicht verschließt, dass es Dichtung ist. ¹² Zugleich aber ist ihm überhaupt nicht nach Märchenstunde. Er erfreut sich keiner spielerischen Entrückung in eine anrührende Welt, aus der er nach Belieben zurückkehren könnte. Er weiß um religiöse Dichtung und akzeptiert doch ihren Einspruch, trägt ihn selbst mit. Er teilt mit dem >Her-

¹⁰ Apostelgeschichte 1,9: »Sie sahen ihn empor getragen und eine Wolke entzog ihn ihren Augen.«

¹¹ 1. Mose 32,28–30.

¹² Hölderlin schließt eine Reflexion über den Unterschied religiöser Verhältnisse von intellektuellen, moralischen, physischen und historischen Verhältnissen mit dem Satz ab: »So wäre Religion ihrem Wesen nach poetisch.« F.H., Fragment philosophischer Briefe, S. 49.

zen<, was ihm sein Glaubensbuch erzählt. So wird es ihm vertraut, mit Wundern, die er glaubend wahrnimmt, zu leben. Dass er sie glaubt, meint nicht primär, wenn überhaupt, dass er sie für wahr hält. Er bildet ja für sich selbst ein Wunder aus: den Glauben, das ganz andere Auge, das in bester Art das der Poesie ist. Doch der Einspruch der religiösen Poesie schützt ihn vor entpoetisierender Selbstaufklärung. Er sieht in den Wundern, wie es sich gehört, Wunder. Er sieht sie für vielversprechend und Hoffnung machend an, für beeindruckend und bezaubernd, für belebend und das Denken anstoßend, für anrührend und erschreckend. So sieht er sich nicht gehalten, eigens ein *sacrificium intellectus* zu begehen, um mit Möglichkeiten umzugehen, die nach allem, was er weiß, keine sind. Die Wunder haben im Einzelnen und in Gemeinschaften, wird ihnen poetisch begegnet, ihre eigene Wirkungsgeschichte. Religiöse Poesie, die sich gegen sich selbst als Poesie verwahrt, vermag es so, im Gläubigen insgeheim den Poeten zu vereinnahmen: Er ist es, der den Wunderglauben trägt und lebenspraktisch fruchtbar macht. Am Ende ist er alles andere als der Verführte, und doppelte Dichtung ist, anstatt Selbstbetrug, die Höchstform menschenmöglicher Selbstpoetisierung. Doppelte Dichtung steht für die Verdoppelung des Wunders: Ihr verdankt sich initial das Wunder, dass der Glaube an Wunder selbst ein Wunder ist. Fast möchte man sagen: Am Wunderglauben ist der Glaube selbst das eigentliche Wunder. Distanzierter gesagt: Vielleicht gehört es zum Menschen, nicht ausloten zu können, was er an seinem poetischen Vermögen hat.

II.

Die autonome religiöse Poesie bleibt beim zu schauenden Wunder, das zugleich ein Wunder des Schauens ist, nicht stehen. Sobald religiösem Glauben, sowohl was das zu Glaubende als auch was den Glauben selbst angeht, Wunder und Zauberdinge (τέρατα) offenstehen, lässt sich sein Vermögen nicht mehr überzeugend einschränken, mehr noch: ist es nur konsequent, dass er in seinem Vermögen ohne Schranken ist. Wird dem religiösen Gläubigen poetisch eröffnet, Unmögliches zu vermögen, so repräsentiert er die Möglichkeit des menschlich Unmöglichen überhaupt. Anders als Rennen (wenn einer im Märchen >unmöglich< schnell rennt) und Trinken (wenn einer im Mythos, wie es Thor tut, dessen Humpen ins Weltmeer reicht, >unmöglich< viel trinkt) ist Glauben ein universelles Vermögen: Die Wunder, für die es offen und zu denen es fähig ist, sind nicht von nur einer Spezies.

Wunder, die es poetisch-religiös zu schauen gibt, sind tätig vollbrachte. Die einzigartige Ergänzung der Möglichkeit, Wunder zu schauen, liegt darum für religiösen

Evangeliar (Gengenbach, 12. Jh.): Ausschüttung des Heiligen Geistes: „Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle einmütig beieinander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen; und sie wurden alle voll des Heiligen Geistes und fingen an, zu predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen.“ (Apostelgeschichte 2,1 ff.)



Glauben darin, auch selber Wunder zu tun. Da es logisch ein Problem ist, ob eine Art von Unmöglichkeit unmöglicher sein kann als die andere, sollte der den religiösen Glauben Befragende sich einfach an die Konsequenz halten: Wem poetisch zugesprochen ist, Wunder zu schauen, dem ist auch poetisch zuzusprechen, Wunder zu tun. Erst die zweite Möglichkeit von Unmöglichem ergänzt die erste so, dass religiöser Glaube schlechthin für die Möglichkeit des dem Menschen Unmöglichen steht. Hält Jesus seinen Jüngern vor Augen, dass im Wunderglauben (Vertrauen auf die Zusage Gottes), gelingt er nur im geringsten, bereits etwas der göttlichen Allmacht Vergleichbares liegt, dann hört sich das nur für den als völlig unerhört und unglaublich an, der bei der Rede vom Wunderschauen nicht wach genug zugehört und sich nicht hinreichend darüber verständigt hat, was es heißt, überhaupt mit der Möglichkeit von Unmöglichem zu rechnen.

Was doppelt-poetisch mit der Möglichkeit wirklicher Wunder überzeugen will, darf das Vermögen, Wunder zu schauen, nicht von dem Vermögen trennen, Wunder selber zu vollbringen. Natürlich ist die Möglichkeit, den ausgestreckten Arm Gottes zu

sehen, der Wunder tut, eigentlich wunderbar genug. Wer unter den Gläubigen kann schon das dazu nötige Wunderauge für sich reklamieren? Dann aber hält es der Gläubige doch mit dem Wunder des Glaubens, der ihm die geschauten Wunder bezeugt sein lässt. Der Christ glaubt Krankenheilungen und Totenerweckungen, die als Wundertaten Jesu berichtet werden, als von Jüngern bezeugte. Doch er glaubt noch mehr, nämlich dies, dass die Jünger selbst im Namen sowie durch die Kraft und Macht (ἐξουσία) Jesu solche Wunder vollbringen konnten. Er glaubt, dass sie dazu beauftragt waren und dass sie es getan haben¹³, glaubt also an ein gottähnliches Vermögen von Menschen.¹⁴ Autonome religiöse Poesie deutet so die eigentliche poetische Praxis, den Glauben, als von Gott verliehenes Mächtigsein.

Noch heute hängt der Erfolg christlicher Kirchen, zum Beispiel in Afrika, von bezeugten Heilungen körperlicher und geistiger Krankheiten durch Gläubige ab.¹⁵ Totenerweckungen werden nicht berichtet, die aber sind, streng gelesen, als Taten von Jüngern und Aposteln im Neuen Testament auch nicht bezeugt. Nur das Matthäusevangelium weiß von einem Auftrag dazu¹⁶ und der Autor der Apostelgeschichte, Lukas, von Beruf Arzt, berichtet von zwei Fällen. Einmal ist es Petrus, den er alle Zeugen wegschicken und einsam vor einer Leiche zu ihr das Machtwort sprechen lässt: »Tabitha, stehe auf!«¹⁷, ein andermal Paulus, der durch Umfängen einen zu Tode gestürzten jungen Mann ins Leben zurückbringt, nachdem er allerdings festgestellt hatte, dass in ihm noch seine Seele, also Leben war.¹⁸

III

Religiöser Glaube, der sich von Wundern nährt und, wie man ihn glauben macht, selbst Wunder vollbringt, sieht sich in Wunderheilungen wie zu Hause. Diese oft nächste Not des Menschen, an Krankheiten zu leiden, was sollte es Wunderbareres geben, als von ihnen geheilt zu werden? Ein Wunderglaube, der vor diesen Wundern versagte, sie nicht glauben-erweckend bezeugen könnte, fände keine Gläubi-

¹³ Matthäus 10,8; Markus 6, 7. 13; Lukas 9,1-5; 10,9; Apostelgeschichte 3,7f.; 5,12; 9,32-42; 14,8-11; 19,11 f.

¹⁴ Apostel werden wegen ihrer Krankenheilungen für Götter angesehen, die den Menschen ähnlich geworden sind (ὁμοιωθέντες). Siehe Apostelgeschichte 14,11.

¹⁵ Siehe Philip Jenkins, »Das Christentum wird im 21. Jahrhundert die Welt prägen«, in: Chrismon. Das evangelische Magazin (August 2003), S. 37.

¹⁶ Matthäus 10,8

¹⁷ Apostelgeschichte 9,40.

¹⁸ Apostelgeschichte 20,11

gen. Doch die doppelte Poesie religiösen Glaubens wäre keine Poesie, wenn sie sich allein oder auch nur erstlich als Funktionalisierung zugunsten der Werbung von Gläubigen deuten ließe. Der christliche Glaube jedenfalls spielt die poetische Kompetenz der Möglichkeit des dem Menschen Unmöglichen bis ins letzte aus, so weit, bis er an die Grenze seiner Möglichkeit stößt, den eigenen Charakter zu verbergen und zu verneinen. Geht es nämlich beim Wundertun über das Wunderheilen und selbst Totenerwecken durch göttlicher Kraft Mächtige, das bei Gläubigen allgemein für glaubhaft gilt, einen deutlichen Schritt hinaus, so dass beim Menschen wirklich etwas von der Art der Allmächtigkeit aufscheint, so kommt es zu einer klaren Scheidung zwischen dem, was dem Glauben nur zugetraut und was von ihm auch als vollbracht bezeugt wird. Gottgleiches Tun für den Menschen zu bezeugen, hieße dem Glauben gänzlich Unglaubliches zuzumuten. Doppelte religiöse Poesie könnte das nur um den Preis einer Inversion ihrer Selbstverneinung als Poesie. Sie stellte sich damit selbst in Frage.

Der von Gott geschaffene, das heißt delegiert gedichtete Mensch kann nicht vollends Gott gleich sein. Der poetische Entwurf des Verhältnisses von Gott und Mensch braucht die Überhöhung Gottes gegenüber dem Menschen, die wiederum von der Herabminderung des Menschen gegenüber Gott lebt. Ein erdichtetes wirkliches Allmachtsvermögen des Menschen sprengte die doppelte religiöse Phantasie. Sie müsste vor der Wirklichkeit auf schlechte Weise, weil zwangsweise-unpoetisch eingestehen, bloß Poesie zu sein. Religiöser Glaube wäre von Grund auf verspielt. Etwas ganz anderes aber ist es, einen allesvermögenden Wunderglauben in Wort und Bild zu fassen, der dem Gläubigen emphatisch seine Vollendung zeigt, die reine Möglichkeit bleibt. Doppelte religiöse Poesie hat ihn dann allein beispielhaft in seinen Möglichkeiten zu schildern, niemals aber seinen wirklichen Vollzug vorzuführen.

Mit einem überraschenden Beispiel zwar, in der Sache aber wie selbstverständlich, legt Jesus den Wunderglauben¹⁹ so aus, dass er sein Vermögen nicht nur darin beweist, Zeuge von Wundern zu sein, sondern auch darin, selber Wunder zu wirken. Zugleich gibt er seinen willigsten Gläubigen zu verstehen, dass sie ihn gegenwärtig nicht haben: »Wenn ihr Glauben habt [auch nur so groß] wie ein Senfkorn, und ihr sagtet zu diesem Maulbeerfeigenbaum, >Reiße dich mit Wurzel aus und pflanze dich ins Meer!<, so würde er euch gehorchen.«²⁰ Wie bei der Austreibung

¹⁹ Johannes 4,48: »Wenn ihr nicht Wunder seht, werdet ihr nicht glauben«.

²⁰ Lukas 17, 6. Die Zürcher Bibel liest hier fälschlich einen Irrealis, übersetzt aber die vergleichbaren Stellen richtig. Zu Lukas 17,6 vgl. Matthäus 17,20; 21,21; Markus 11, 22 f.; 1. Korinther 13, 2.

(ἐκβολή) von Dämonen²¹ geht es um ein mögliches Handeln durch das Wort. Wer den mächtigeren Geist hat, spricht das Machtwort. Der Gläubige könnte seine Wundermacht an Bäumen (und Bergen) erweisen. Sein Glaube, wie er sein kann und sein soll, ist mächtiger als die Dinge dieser Erde. Darum müssen sie ihm, spricht er sie mit Macht an, nicht anders als die Dämonen, gehorchen.

Der Herr der Gläubigen spricht zu ihnen von einem den ihren übersteigenden, ihnen aber eigentlich zukommenden Glauben, der möglich mache, was sonst Menschen unmöglich ist. Dieser Glaube glaubt nicht nur, dass Gott nichts unmöglich ist²², sondern sieht sich auch selbst angesprochen, völlig Unmögliches ohne Beschränkung in seine Möglichkeit einzubeziehen: »und nichts wird euch unmöglich sein« (οὐδὲν ἀδυνατήσει²³ ὑμῖν).²⁴ Selbst die Jünger, zu denen Jesus nicht in Gleichnissen, sondern wegen ihrer besonderen Gläubigkeit unmittelbar spricht, glauben aber nicht den Glauben, der Unmögliches möglich zu machen verspricht. Er ist für sie offenbar allein emphatisch möglich, nicht aber wirklich. Der Glaube, den sie haben, ist nicht groß genug. Sie glauben zu klein und zu wenig (ὀλιγοπιστία).²⁵ Sie zweifeln.²⁶ So stellt die Dichtung des Glaubens, die sich nicht als solche bekennt, den Glauben in seinem eigentlichen Vermögen selbst in Frage: Sie traut sich allein zu, die Essenz dieses Glaubens zu dichten, nicht aber seine Existenz. Es ist, als bahnte sich damit ihre Selbstaufklärung an: Der Gott- und Wunderglaube ist derjenige, über den hinaus kein größerer Glaube geglaubt werden kann, zugleich ist er größer, als dass er im Glauben verifiziert werden könnte. In ihrer äußersten Selbstverdeckungsform und vielleicht größten Nähe zur Selbstentdeckung deutet doppelte religiöse Poesie den Glauben an den Allmächtigen, an seine Zusagen und Wunder, als allmächtigen Glauben. Die religiöse Erdichtung der Möglichkeit von Unmöglichem setzt sich als Glaubensmöglichkeit selbst aufs Spiel, indem sie für den Glauben zu viel fordert. Der Bäume und Berge versetzende Wunderglaube, dieser Glaube, der im Gleichnis nicht mehr an Größe erfordert, als die Größe eines relativ kleinen Korns, übersteigt nicht nur eine poetisch bezeugbare aktuelle Glaubensmöglichkeit der Jünger Jesu, sondern überhaupt Vermögen und Vorstellungskraft des poetisch-

²¹ Matthäus 8,16; Markus 1, 25

²² Lukas 1, 37.

²³ Es handelt sich hier um denselben Wortgebrauch wie Lukas 1, 37.

²⁴ Matthäus 17, 20.

²⁵ Matthäus 17, 20. Vgl. ebd., 8, 26.

²⁶ Matthäus 21, 21

religiös begabten Menschen²⁷: Er glaubt nicht, dass sein Glaube solches kann, weil er das Können nicht zu verifizieren weiß.

Wird Glaube damit etwa realistisch, verlässt er die Poesie, verlässt er sich als Glaube? Nein, um die doppelte religiöse Poesie, der er sich selbst verdankt, nicht offenkundig werden zu lassen, muss er sich selbst immunisieren. Die Ankunft des Reiches Gottes (des »neuen Jerusalem«) und der Glaube an das Reich Gottes in seiner emphatischen Möglichkeit bedingen einander: Sie sind beide eschatologisch, beide nicht von dieser Welt.²⁸ Die Erdichtung der Möglichkeit des nach aller Erfahrung völlig Unmöglichen hält sich zugleich an die Unmöglichkeit, diese — unmögliche — Möglichkeit zu verifizieren. Es ist wie mit der Unerforschlichkeit (wörtlich: Unaufspürbarkeit) der Wege Gottes²⁹: Sie müssen als unerforschlich erdichtet sein, damit ihre Erdichtung sich nicht als solche preisgeben muss. Zugleich aber sind sie, weil erdichtet, in der Tat unaufspürbar. Die doppelte Poesie wird nicht realistisch, aber sie lebt von der Kenntnis des Realen und seiner Möglichkeiten.

Der Baum, den wahrhaft großer Glaube zu versetzen vermag, die Sykomore (auch Sykamine), wurzelt, rabbinischer Erkundung zufolge, ganz besonders tief. Auch wird er bis zu 600 Jahre alt. Es handelt sich um einen Baum, dessen Spezialität ihn entweder dafür geeignet macht, das Außerordentliche des Glaubens zu betonen, der ihn per Befehl zu versetzen vermag, oder aber dafür, dass er auch wirklich eine Chance hat, im >Meer< (gemeint ist wohl der See Genezareth) neu zu wurzeln. Trifft letzteres zu, könnte man sich an Bemühungen erinnert fühlen, einen Auferstehungsknochen als konkreten Kern leibhafter Auferstehung zu bestimmen.³⁰ Naiver aber, um nicht zu sagen selbstverblendeter ließe sich mit Dichtung gar nicht umgehen. Es gehört gerade zur Poesie der Auferstehung, dass ein individueller menschlicher Knochen, und sei es das Steißbein, unmöglich konstitutives Moment

²⁷ Wer im Bäume und Berge versetzenden Glauben einfach eine typische jesuanische Paradoxie sieht, verschenkt die Möglichkeit, im emphatisch großen Glauben einem Kernstück der doppelten religiösen Poesie auf die Spur zu kommen. Ihn aber für eine »humorvolle Skurrilität« zu nehmen (Hermann Schäfer, »Humor in der Bibel«, in: Josef Thesing, Die Bibel zweitausend Jahre zeitgemäß, Sankt Augustin 2003, S. 24), zeugt von der Selbstdisqualifizierung des Versuchs, rein von außen in der Bibel etwas aufzustöbern, das einer demonstrierten eigenen Befindlichkeit entspricht.

²⁸ Bezeugter christlicher Glaube ist natürlich von >dieser< Welt, nur der Glaube, der glaubt, Berge versetzen zu können und sie glaubend versetzt, ist es nicht.

²⁹ Römer 11, 33. Vgl. Epheser 3, 8; Hiob 5, 9; 9,10.

³⁰ Zu dem aramäisch mit Luz bezeichneten Steißbein (os coccyx) siehe Ursula Kölling, Historisches Wörterbuch der Philosophie Bd. 5, Darmstadt 1980, s.v. Luz, S. 569 ff.

neuen menschlichen Lebens wird. Kommen, wie an der Südseite der Kathedrale von Bourges zu sehen, die Toten leibhaftig-lebendig aus ihren Sarkophagen, dann lebt diese bildnerische Poesie davon, eine Möglichkeit zu zeigen, die realiter unmöglich besteht. Was Gläubige durch sie zu sehen bekommen, gilt ihnen aber auch gar nicht als eine Bezeugung von Auferstehung. Die Bilder sind einfache Poesie. Allein das Versprechen leibhafter Auferstehung ist – doppelt-poetisch – glaubhaft und die exemplarische Auferstehung des Mensch gewordenen Gottes. Als eschatologisch entworfenen Geschehen ist sie für Menschen sonst poetisch nicht bezeugbar. Entsprechend operiert auch die Bestimmung eines wahrhaft mächtigen Glaubens mit einer doppelten Unmöglichkeit: Die Möglichkeit, durch ein Machtwort des Gläubigen Berge zu versetzen, ist nicht nur signifikant keine reale Möglichkeit, sondern auch gerade keine poetisch bezeugbare. Diese doppelte Unmöglichkeit der Möglichkeit von für Menschen Unmöglichem ist sowohl ein Glück für die Poesie, weil sie dadurch sein kann, was sie ist, als auch ein Glück für den Menschen, der seine Tödllichkeit lebt. Poetisieren einander Liebende ihre Liebe als ein miteinander Einswerden, dann ist das der poetische Anlass, ihr reales Wunder zu erfahren, dass sie zum Glück in keiner Hinsicht bleibend verschmelzen, sondern sich vielmehr als der Eine und Andere in einem ausgezeichneten Selbstsein erfahren. Ist es eine höchste Form der Poetisierung des Todes, im Bilde der Auferstehung von den Toten die Möglichkeit des ganz anderen, des ewigen Lebens zu sehen, dann dient das doch einzig der möglichen und nötigen Möglichkeit, in freier Zuwendung zum Tode Anderer und seiner selbst den endgültigen Abschied aus geteiltem Leben ins Auge zu fassen. Entsprechend ist der Bäume und Berge versetzende Glaube als eine höchste Form menschlicher Selbstpoetisierung zu sehen: Er setzt sich, sich an schlechtweg Unmögliches haltend, selbst aufs Spiel, wenn er sich in doppelter Poesie nicht von Gott her als vor Gott ohnmächtig deutet, sondern, als wäre er ihm gleich, durch ihn zu allem fähig.

Wer wahrhaft großen Glaubens zu wirklich großen Wundern fähig wäre, könnte am Ende, für Fundamentalisten womöglich eine verheißungsvolle Vorstellung, durch das Wort des Glaubens Atombomben zünden.³¹ Doch diese Rechnung ist zum Glück ohne die Poesie gemacht. Reiz und Fruchtbarkeit des Entwurfs eines voll-

³¹ In den USA glauben 83 Prozent (91 Prozent der Christen und 47 Prozent der Nichtchristen) an die jungfräuliche Geburt Jesu, 28 Prozent an die Evolution. Das ist eines der Zahlenverhältnisse, mit denen Nicholas D. Kristof seine Besorgnis über die Zunahme des Mystizismus in den USA und die Spaltung zwischen dem intellektuellen und religiösen Amerika belegt. N.D.K., »Religion fuels a growing split«, in: International Herald Tribune vom 16./17. August 2003, S. 6.



Wiblingen Klosterkirche: Fresko-Detail vom Jüngsten Gericht (Maria mit den Engeln als Fürbitterin) „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen, und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern, und sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichts ist gekommen! Und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und Wasserbrunnen... Und ich sah, und siehe, eine weiße Wolke. Und auf der Wolke saß einer, der gleich war eines Menschen Sohn; der hatte eine goldene Krone auf seinem Haupt und in seiner Hand eine scharfe Sichel. (Offenbarung, 14, 6)

ends mächtigen Glaubens liegen gerade darin, dem Gläubigen realiter Unmögliches als Möglichkeit an die Hand zu geben, ohne damit seine innerste Selbstsicherheit zu schädigen, die ihm unverblümt sagt, dass diese Möglichkeit von erfahrungsgemäß Unmöglichem unmöglich realistischer Art ist. Doppelte Poesie verneint sich poetisch als Poesie. Das will dazu führen, die erdichtete Möglichkeit von Unmöglichem für eine realistische Möglichkeit zu nehmen. Doch diese sich als Poesie verbergende religiöse Poesie hintertreibt notwendig selbst die eigene Absicht: Sie will die als realistisch poetisierte Möglichkeit des völlig Unglaublichen und Unmöglichen nicht als Möglichkeit poetisch bezeugen. Anders als der verfügte Sonnenstillstand, der Beispiel für göttliche Allmacht ist, sind Beispiele für menschliche Baum- und Bergeversetzungen nicht zu erwarten. Die Möglichkeit dieses Unmöglichen bleibt in der Poesie rein als Möglichkeit bewahrt.

Gottesglaube, Gottesbilder, Institut für Religionspädagogik der Erzdiözese Freiburg

IV.

Anstatt zu schlechter Selbstaufklärung zu führen, die doppelte religiöse Poesie sich selbst sagen ließe, bloß Poesie zu sein, gelingt ihr, als wäre es eine Flucht nach vorne, die einzig fruchtbare, weil das Selbst affirmierende Selbstaufklärung, sogar Poesie zu sein. Indem es, in einer Art Inversion des Poetischen, nicht der Mensch ist, der von sich her und über sich hinaus Gott entwirft, sondern es vielmehr Gott ist, der nach seinem Bilde den Menschen schafft, hat vollendeter Theomorphismus statt: Der Mensch in der invers-poetischen Gestalt des großen Gläubigen lebt ewig und ist, unbeschadet der nötigen Kautelen, allmächtig. Darauf jedoch demonstrativ zu bestehen, bekäme religiös-poetischer Praxis nicht, die sich durch Scheu und Ehrfurcht auszeichnet. So lebt der Gläubige spirituell mit seinem Geglaubten und seiner Gläubigkeit in doppelter Poesie, ohne sich doch in Gemeinschaft und für sich selbst um den Verstand zu bringen und aus der Lebenswelt zu verabschieden. Die Unmöglichkeit, mit der der Glaube spielt, bringt den Gläubigen nicht um seine Lebensbefähigung, im Gegenteil. Wird Glaube zum Lebenssinn, dann geht das für den Gläubigen zum Guten aus, weil er in praxi nach dem Wissen verfährt, dass religiös-poetischer Glaube seinen Sinn für das Leben hat, sowohl für dessen Lebendigkeit als auch für dessen Tödlichkeit (mortalité). Die Möglichkeit, durch großen Glauben große Wunder zu tun, weiß der Gläubige insgeheim in der ihn vor jeder Selbstversuchung schützenden realen Unmöglichkeit zu Hause. Es ist die Unmöglichkeit, der, als dem bevorzugten Stoff religiöser Poesie, der Gläubige sein poetisches, das eigene Leben und Handeln verändernde Dasein verdankt.

(aus: R. Marten: Die Möglichkeit des Unmöglichen. Zur Poesie in Philosophie und Religion, Freiburg 2005, 9. Kapitel, S. 161-176)